

Nr. 190. Bromberg, den 21. August 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nach dem Mahl flüchteten Herma und Willi in das Klavierzimmer, um ein wenig allein zu sein. Woltmann liebte die Musik und spielte selbst recht gut Geige. Auf seine Bitte setzte Herma sich an den Flügel, und leise phantasierend huschten ihre Finger über die Tasten.

Herma war eine wirkliche Künstlerin auf dem Klavier. Sie fühlte die Musik. Dabei verband sie vollkommenes Verständnis für die Absichten des Komponisten mit einer unbewußt souveränen Technik und war schöpferisch genug, um ein Thema umzuformen und ihrer Stimmung anzupassen.

Nun spielte sie ohne Noten und aus ihrem Glücksgefühl heraus perlte eine Variation eines der „Spanischen Tänze" von Moszkowsky so rein und so vollendet, daß Woltmann wie durch Zauber gebannt lauschte.

Von draußen klang manchmal gedämpft das Lachen der anderen herein, die ein großes Gartenfest vorbereiteten, zu dem ganz Hadersdorf eingeladen werden sollte.

Alle arbeiteten mit. Nur Freddy Hasenauer nicht, der Schiedsrichter beim Tennisspiel.

Er hatte mit Woltmann bei den Husaren gedient und entstammte ebenfalls einer Bankiersfamilie. Gleichwohl kannten sich die Familien Woltmann und Hasenauer nicht von früher her. Die Familienhäupter hatten sich natürlich schon oft auf der Börse getroffen, aber zu einer persönlichen Freundschaft zwischen ihnen war es nicht gekommen. Die Hasenauersche Bank war ja recht gut, aber sie machte doch auch Geschäfte, die Woltmann senior abgelehnt hätte.

Auch der Klientenkreis beider Banken zeigte nicht die gleiche Zusammensetzung. Bei der Woltmannbank liefen die Geschäfte großer alteingesessener Industrien und lagen die Vermögen einer Reihe österreichischer Adelsfamilien. Zu Hasenauer kam der mittlere Geschäftsmann und der Berufsbörsenspieler, ja man konnte sogar Klassenlotterielose dort haben.

Es war eben ein starker Unterschied zwischen beiden Banken.

Freddy Hasenauer hatte Herma bei einem Wohltätigkeitsfest im Schwarzenbergpark gesehen. Als er hörte, daß das bildschöne Mädchen eine Tochter der millionenreichen Hadersdorfer Hochstättens sei, machte er sich sofort an Woltmann heran.

Gutmütig hatte dieser den Regimentskameraden, von dessen Nebenabsichten er nichts ahnte, in Hadersdorf eingeführt.

Die Verlobung Hermas zerstörte nun Hasenauers Pläne.

Mißmutig war er tief in den Garten hineingewandert und setzte sich auf eine stille Bank nieder, drehte sich eine Zigarette nach der anderen und überdachte die Sachlage, bis ihn der große Gong zusammen mit allen anderen unter die Linde rief.

Johann und Marie, die Köchin, hatten ihr Bestes getan. Die Kaffeetafel war übervoll.

Plötzlich erklangen an der unteren Seite der Tafel Hochrufe, und zahlreiche Stimmen schrien: „Papa Woltmann kommt!" Und richtig — gleich darauf wurde die Gestalt des alten Herrn im Jagdloden und dem grünen Hut auch für die anderen sichtbar. Woltmann senior hatte die frohe Kunde schon vernommen, denn gleich, nachdem er Herrn und Frau Hochstätten begrüßt hatte, trat er auf Herma zu, schloß sie in seine Arme und küßte sie auf Stirn und Wange. Dann gab er seinem Sohn die Hand. Beide sahen sich einen Augenblick an, und Willi errötete, als ihm der Vater sagte:

„Gut gemacht, mein Junge! Du hättest nicht besser wählen können."

Und doch blieben die ernsten Schatten auf dem Gesicht des alten Herrn und die Falten, die seit dem Tod der geliebten Frau sein Gesicht durchfurchten, glätteten sich nicht.

Der Ernst Woltmanns fiel auf, und eine eigentümlich fragende Stimmung begann sich auf die frohe Schar niederzusenken.

Was hatte der alte Woltmann nur? Jetzt rief er gar Herrn Hochstätten zur Seite und führte ihn ein paar Schritte weg. Er schien ihm etwas mitzuteilen. Nein . . . wahrhaftig . . . was war das? Der sonst so ruhige Hochstätten faßte in äußerster Aufregung den Arm seines alten Freundes. Und der nickte nur immer wieder ernst. In der Luft lag es wie die Ahnung bösen Kommens.

Selbst Rolf, der Hund, war von der Spannung der Menschen angesteckt worden. Das Tier fühlte sie mit seinem unfehlbaren Instinkt, hörte auf, sich mit Else herumzubalgen und schaute gespannt auf seinen Herrn.

Inmitten der Totenstille kamen die beiden zurück, dann wendete Hochstätten sich an die gespannt Wartenden:

„Meine lieben Freunde! Es tut mir leid, unser schönes Fest stören zu müssen. Aber ich darf euch die tieftraurige Nachricht nicht vorenthalten, die Herr Woltmann mir eben gebracht hat . . . Erzherzog Franz Ferdinand und die Fürstin Hohenberg sind heute vormittag in Serajewo von einem serbischen Halunken ermordet worden."

III.

Der Totentanz.

Wien war aus seinen Angeln gerissen. Der Stutzer riß dem Mann in der blauen Bluse die „Extra-Ausgabe" aus der Hand, und beide besprachen hitzig die neuesten Nachrichten. Menschenmassen ballten sich zu Aufzügen. Arm in Arm mit dem Studenten und dem Ladenmädel stampften der Professor und der Dienstmann durch die Straßen. Vom Asphalt stieg der graue, heiße Staub auf und legte sich auf die Stimmbänder der heiser brüllenden Menge.

„Gott erhalte, Gott beschütze — — —"

Ein anderer Zug kreuzte aus der Seitenstraße herein.

„Heil dir im Siegerkranz — — —"

Dazwischen sang eine Gruppe: „Deutschland, Deutschland über alles — — —"

Von der Ferne klang es wie die Symphonie des Grolles.

„Auf zur russischen Botschaft!!!“

In den Zugangsstraßen stießen sie auf eine vierfache Mauer von Polizei.

Dahinter Berittene.

„Pfui — — — pfuuuuii!!!!“

Wie heulender Sturm klang der Ruf. Ein paar Steine flogen. Fensterscheiben klirrten. Die hohe Sirene des Rettungswagens zerriß die Luft. Und mitten hinein wuchtete plötzlich in der nächsten Straße das Blechgeschmetter einer Militärkapelle.

„Wir san vom k. u. k. Infanterieregiment — — —“

Die Menge ließ von der Polizei ab und wälzte sich jubelnd der Musik zu. Bänder auf Kappen, Brust und Armen, Sträuße aufs Gewehr gesteckt, zogen die Kompanien vorbei. Der Marschtakt dröhnte. In den Reihen liefen die Mädels mit und hingen an den Armen von Brüdern und Liebsten. Hüte flogen in die Luft. Wer sah die paar alten Mütter, die mithumpelten und in ihre Sacktücher weinten.

„Wir san vom k. u. k. Infanterie — — —“

„Hoch“, „Hurra“, „Eljen“!

Staub, Geschrei, Musik, Trommelgeratter, Sonnenglut, Begeisterung, Menschengestampf — — —

*

Woltmann hatte fünf Wochen nach der Verlobung seine Einberufung erhalten.

Am Penziger Bahnhof stand ein langer Zug. Unendlich viele Lastwagen und ein Personenwagen zweiter Klasse für Offiziere und Offiziersaspiranten.

Willi beugte sich hinaus zu seinen Angehörigen. Auf seine ausdrückliche Bitte hin waren nur drei Menschen gekommen. Mama Hochstätten und Herma, beide in tiefem Schwarz der Trauer, und sein Vater, dessen Antlitz noch stärkere Furchen zeigte als früher. Woltmann bewunderte sie. So heldenhaft benahmen sich die drei. Die Damen Hochstätten hatten erst vor wenigen Tagen den alten Herrn zum Friedhof hinausbegleitet. Zuviel war auf ihn eingestürmt. Gewaltige Summen standen von ihm in England, das einer der größten Abnehmer seiner Seide gewesen war. Von dort bekam er nichts herein. Der eigene Staat hatte seine Bankkonten gesperrt, und seine Schuldner zahlten ihm nicht, da ein Gesetz jede Zahlung stundete.

Eines Tages konnte er, der vielfache Millionär, am Sonnabend seine Arbeiter nicht mehr auszahlen. Das war bei der Firma Hochstätten in den neunzig Jahren ihres Bestehens noch nicht vorgekommen. Er telephonierte mit dem Bezirkshauptmann — — seine Fabriken lagen in Mähren — — dann mit dem Statthalter.

Alles vergebens.

Die Aufregung war für ihn, dessen Herz nie zu den stärksten gezählt hatte, zuviel. Mit dem Telephonhörer noch in der Hand fand ihn sein Sekretär vor dem Schreibtisch seines Wiener Bureaus, und das Auto führte seinen toten Herrn das letzte Mal hinaus nach Hadersdorf.

Nun standen die beiden Frauen vor dem Fenster des Wagens, aus dem Woltmann sich herausbeugte, und fanden den Mut, mit ihm in ruhigem Ton zu plaudern, als ob er zu einem Ausflug fahre. Der Vater hielt mit, und Willi wußte, daß ihm das Herz blutete. Er hätte aussteigen mögen, um den Boden zu küssen, auf dem die drei standen. Doch er überwand sich und sagte in leichtem Ton:

„Kinder, sorgt euch nicht. In drei Monaten ist die Geschichte vorüber. Beim Christbaumanzünden helfe ich schon wieder mit.“

Und die drei nickten gläubig. Sie glaubten es damals wirklich.

Dann pfiff die Lokomotive, die Räder kreischten im Anruck, Willi streckte beide Hände hinaus, ein rascher Druck, der Zug fuhr, und Willi sah noch einmal in das geliebte Gesicht, das sacht zu ihm hinauflächelte und über dessen lächelnde Wangen nun langsam und zögernd die überquellenden Tränen herunterperlten. Ein Blick noch in das Gesicht seines Vaters, der ihn ernst und unbeweglich mit dem Hut grüßte, und in dessen Augen das Leid des Mannes stand, der nicht weinen darf, wenn das Letzte, das Liebste, was ihm noch geblieben, aus seinem sinkenden Leben wegzieht.

Noch war der Zug erst ein paar Meter weg. Woltmann blickte auf Herma, und sein grüßender Arm, der das Käppi schwang, erstarrte in der Luft. Er sah, wie die Augen des geliebten Mädchens sich schlossen, wie sie zu wanken begann, und er winkte mit entsetztem Gesicht seinem Vater zu und zeigte auf Herma. Der alte Woltmann wandte sich um und hatte gerade noch Zeit genug, um die Ohnmächtige in seinen Armen aufzufangen.

Der Zug fuhr um eine Biegung, und Woltmann sank in seinen Sitz zurück.

Es war bereits Abend geworden, als sein Blick zufällig auf die Tür fiel. Hinter dem Glasfenster stand sein „Pfeifendeckel“ — sein Offiziersbursche, und machte eine behutsame Bewegung, die andeuten sollte, daß er den „Herrn Leutnant“ gerne sprechen möchte. Woltmann stieg über die Beine seiner schlafenden Kameraden und folgte dem Burschen bis zur hinteren Plattform des Wagens. Dort zog dieser einen Brief heraus und reichte ihn Woltmann.

„Herr Leutnant, melde gehorsamst, diesen Brief hab ich heut' nachmittag am Bahnhof beim Wegfahren von einer Dame gekriegt.“

Woltmann sah ihn verständnislos an. Dann nahm er den Brief, riß den Umschlag auf und las zuerst die Unterschrift, die ihn sichtlich verblüffte. Dann gab er dem Burschen eine Krone und ging in den Seitengang zurück. Bei einer etwas besser brennenden Lampe blieb er stehen und las.

Dabei verzogen sich seine Stirn und seine Augen vor Ärger.

Für ihn war die Sache unbegreiflich. Er steckte den Brief ein, lehnte sich an das Fenster und dachte nach.

Was wollte denn dieses Mädchen von ihm. Wieso kam Martha Steiger dazu, ihm solch einen Brief zu schreiben? Einen glühenden, überschwenglichen Liebesbrief! Wie durfte sie es wagen, ihn plötzlich zu duzen? „Geliebter Willi!“ Und dann sechs mit kleiner Schrift vollgeschriebene Seiten mit den heißesten Beteuerungen ewiger Liebe. „Wie glücklich wäre ich, einmal deine Arme um meinen Hals und deinen Körper an dem meinen zu fühlen!!!!!!“ Mit sechs Ausrufungszeichen dahinter. Woltmann, in dessen Herzen eine Herma thronte, war empört. Daß eine Frau sich einem Mann so an den Hals werfen konnte, das war ihm neu und ekelte ihn an. Endlich beschloß er, nicht mehr darüber nachzudenken, und legte sich auf eine Bank zur Ruhe. —

Nach achtundvierzigstündiger Fahrt war der Transportzug in Galizien angelangt.

Alles heraus! Menschen und Pferde waren froh, aus den rollenden Gefängnissen zu entkommen. Erst gab es einen Wirrwarr, aber bald kam Ordnung in die Sache. Der Rittmeister rief die Offiziere zusammen und öffnete feierlich den versiegelten Brief mit der Marschorder. Dann nahm er eine Generalkarte, besprach den einzuschlagenden Weg, und die Eskadron brach auf, dem unbekannten Nord zu. Sie ritten vorläufig ohne Deckungen. Das Regiment war mindestens noch zweieinhalb Tage weiter vorne. So tief waren die Österreicher in Rußland eingedrungen.

Nach etwa einer Stunde überschritten sie die Grenze. Ein eigenartiges Gefühl beschlich Woltmann, als er auf der einen Seite der Straße den österreichischen Adler und auf der anderen den russischen sah. Als Feind ritt er in das Land ein, das seiner Mutter geliebtes Vaterland gewesen war. Er kannte das Land. Er hatte manchen Sommer auf dem Gut seines Großvaters und nach dessen Tod auf dem seines Onkels zugebracht. Es lag bei Rybinsk an der Wolga.

Sie kamen durch eine russische Ortschaft, die noch nicht geräumt war. Sie kochten ab, und die Bewohner umstanden sie in weitem Kreis. Woltmann hörte zum ersten Mal wieder die ihm so vertraute Sprache seiner Mutter. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, warum, stellte er sich so, als ob er kein Wort verstünde. Ja, natürlich, warum sollten die Leute schließlich wissen, daß er sie verstand? Damit hätte er sich höchstens einer Unzahl neugieriger Fragen ausgesetzt.

Noch als sie wegritten, ging ihm die Sache durch den Kopf, und er beschloß, auch seinen Kameraden gegenüber kein Wort über seine Kenntnis der russischen Sprache zu verlieren. Beim Generalstab war es ja sowieso bekannt, denn da lag sein Grundbuchblatt, und darauf standen alle Sprachen, die jeder kannte, verzeichnet.

Es widerstrebte ihm, sich als eine Art Spion gebrauchen zu lassen. Kämpfen war etwas anderes als Spionieren.

Sie ritten durch das feindliche Land.

Endlich kamen sie an ihr vorläufiges Endziel, ein halbzerschossenes Dorf hinter der Front.

Woltmanns Eskadron kam nicht sofort ins Gefecht. Zuerst ließ man sie noch ein paar Tage rückwärts im Dorf liegen. Die Offiziere konnten sich dabei den Genuß erlauben, wieder einmal ausgezogen in einem Bett zu schlafen. Am Tage nach ihrem Einrücken ins Dorf hatte Willi keinen Dienst, und sein Erstes war, an Herma und Vater zu schreiben. Er schrieb so, wie alle damals schrieben. Gefahren bestanden nicht, das Wetter war schön, das verlassene Dorf malerisch aber dreckig, kurz, ohne die blödsinnige Schießerei wäre der Krieg eigentlich ein sehr hübscher Ausflug gewesen. Im Brief an Herma kamen dann freilich noch zwei engbeschriebene Seiten, die von der ganzen Kraft seiner Liebe zeugten. In den wenigen Wochen seit seiner Verlobung waren seine Gefühle für sie stärker, tiefer geworden. In die jubelnde Liebe zweier junger, stolzer, lebensfreudiger Menschen war der Schmerz und die Sorge getreten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pinselhut.

Skizze von **Willy Bauer-Geringswalde.**

Nein! Dieses Jahr blieben Blunks auf keinen Fall zu Hause, wie sie es der mißlichen Zeitverhältnisse halber in den letzten Jahren getan. Maximilian Blunk mußte wieder einmal hinaus in die Welt! Eine Reise war wie Sauerstoff. Sie gab dem Leben neuen Ansporn. Gewiß, die Zeiten waren keine guten. Sie wurden aber auch nicht dadurch besser, daß man immer daheim blieb.

Herr Maximilian hatte vor, wenigstens auf einige Tage mit seiner Gattin dem täglichen Einerlei zu entfliehen. Es mußte ja keine große Reise sein, die seinen Etat aus dem Gleichgewicht brachte. Eine mehrtägige Sonderfahrt mit einer Reise-Gesellschaft genügte vollauf.

Frau Amalie Blunk freute sich. Nach mancherlei Für und Wider entschied sich das Ehepaar schließlich für eine Fahrt an die Wasserkante mit dem Ziel Hamburg, der schönen, herrlichen Alsterstadt. Herr Maximilian hatte zwar für die Bergwelt, die Alpen, geschwärmt, aber Frau Amalie wollte ans Meer, das sie noch nicht gesehen.

In seinem Ehestande huldigte Herr Maximilian dem löblichen Grundsatze „Der Klügere gibt nach", und so setzte er sich mit einem Reisebureau in Verbindung. Prompt hatte er die Antwort mit den erforderlichen Unterlagen in Händen. Nach Überweisung der Reisekosten erhielt Herr Maximilian zwei Teilnehmerkarten und einige die Reise betreffenden Unterweisungen. Als Sammelort für die Reisegesellschaft war die Provinzialhauptstadt bestimmt.

Ein munteres Völkchen traf sich hier zur Fahrt ans Meer. Bald hatte sich die kleine Gesellschaft wie eine große Familie zusammengelebt. Blunks fühlten sich geborgen. Es war doch schön, einmal losgelöst zu sein vom pflichtgebundenen Alltag.

Frau Amalie hatte sich ein wundervoll sitzendes Reisekostüm geschneidert, und Herrn Maximilians Haupt bedeckte ein neuer Hut, ein Hut mit einem Pinsel, wie ihn die Jäger gern tragen, denn Herr Maximilian beabsichtigte, so die Zeiten besser wurden, eine kleine Jagd zu pachten. Zu einer Jagd aber gehört auch ein Jägerhut.

Von der Provinzialhauptstadt aus fuhr am vorgesehenen Tage die Reisegesellschaft ans Meer. Bald war man in der schönen Alsterstadt. Jeder Tag hatte sein feststehendes Programm. Dem letzten Reisetage waren verschiedene Besichtigungen und eine Hafenrundfahrt vorbehalten. Zur festgesetzten Stunde fand sich die Schar der Binnenländer am Hafen ein. Am Kai herrschte buntes Leben und Treiben. Menschenmassen wogten geschäftig hin und her. Strebten den verschiedenen Schiffen zu, um sich zu nahen oder fernen Zielen tragen zu lassen.

Da geschah es, daß Frau Amalie Blunk in dem beängstigenden Gedränge von ihrem Manne getrennt wurde. Eingekeilt in die Menschenwoge mußte sie sich wohl oder übel von ihr fortschieben lassen. Trotz alledem blieb Frau Amalie guter Dinge; denn vor sich sah sie ja den Pinsel auf ihres Mannes Hut. Unverwandt blickte sie nach ihm hin. Des Hutes Pinsel wurde ihr Wegweiser.

Die Menschenwoge trug Frau Amalie vorwärts und schließlich auf das Deck eines der fahrtbereiten Dampfer. Auf des Schiffes Deck glücklich gelandet, sah Frau Amalie in nur geringer Entfernung den Hut mit dem Pinsel. Mit Macht strebte sie in seine Nähe, sich ihrem Manne wieder zuzugesellen. Doch ein plötzlich daherflutender Menschenschwarm schob sich zwischen den Pinselhut und sie.

Gelinder Schreck beschlich Frau Amalie. Warum nur sah sich ihr Mann nicht ein einziges Mal nach ihr um? Hatte er vergessen, daß er sie mit auf die Reise genommen? Die Männer waren doch ausgesprochene Egoisten! Sie entschloß sich, zu rufen.

Der Mann mit dem Pinsel auf dem Hute da vor ihr jedoch mochte auch Maximilian heißen. Er drehte sich um und wandte Frau Amalie sein Antlitz zu.

Doch heftiges Erschrecken sprang Frau Amalie Blunk an. Der Träger des Pinselhutes war nicht — ihr Maximilian.

Wo war nur ihr Mann?

Und da — ein neuer Schreck — die Sirene des Dampfers heulte auf, der Schiffsleib erzitterte, der Dampfer stach in See. Himmel, das Schiff würde doch nicht etwa nach Amerika fahren? —

Mit erneutem Schreck dämmerte in ihrem Hirn die grausige Erkenntnis auf, daß sie auf das falsche Schiff geraten. Und — ein Unglück kommt selten allein — sie besaß weder eine Schiffskarte noch Geld. Das hatte ja alles ihr Maximilian.

Der Ozean würde sich zwischen ihren Mann und sie legen. Wie sollte sie von Amerika wieder heimkommen? —

Herr Maximilian Blunk aber erlebte auf dem Hafenrundfahrtdampfer ebenfalls seine Götterdämmerung. Seine Frau war nicht bei ihm.

Er machte sich Vorwürfe. Vielleicht war sie im Gedränge nicht mitfortgekommen und wartete am Kai auf die Rückkehr des Rundfahrtdampfers.

Dann jedoch mitten in den Gedankengängen seiner Selbsttröstungen stieg in ihm Unruhe und Angst auf, ausgelöst durch das Sirenengeheul des Dampfers, der dort drüben eben in See stach. Sein Weib würde sich doch nicht etwa gar auf diesem Schiffe befinden, das soeben schwarze Rauchfahnen hinter sich herziehend, aus dem Hafen dampfte und dem offenen Meere zustrebte.

O Schreck! Wenn nun seine Amalie etwa nach Amerika fuhr!

Maximilian Blunks Hirn arbeitete gewaltig, aber kein rettender Gedanke kam ihm, nur die Erkenntnis, daß im Augenblick nichts zu tun sei.

Böse Sache. Nach Beendigung der Hafenrundfahrt mußte ja die Heimreise angetreten werden. Er würde ohne sein Weib heimkommen. Der Rundfahrtdampfer kehrte zurück. Frau Amalie war nicht unter denen, die das Schiff am Kai erwarteten.

Herr Maximilian kam heim wie ein Soldat aus verlorener Schlacht. Und fand ein Telegramm vor mit der Anweisung, sofort telegraphisch die Kosten für seines Weibes Heimkehr von der Insel Helgoland anzuweisen. Dies tat Herr Maximilian denn auch.

Der Chronik bleibt noch zu vermelden, daß Herr Maximilian Blunk nach sehnsüchtigem Hangen und Bangen die Freude hatte, sein Weib glücklich und wohlbehalten wieder in die Arme zu schließen.

An dem Reisemißgeschick Frau Amaliens trug einzig und allein der Hut mit dem Pinsel die Schuld.

Gold unter Eis.

Das Flugzeug im Dienste geologischer Forschung.

Von **Basil Fuller**

(dem bekannten kanadischen Forschungsreisenden.)

Es ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß gewisse Teile der Arktis und der subarktischen Gebiete Kanadas mineralische Vorkommen von großem Wert aufweisen, deren Er-

schließung bisher jedoch an den zahlreichen natürlichen Hindernissen scheiterte, die sich dem Forscher entgegenstellten. Es mußten weite Strecken mit verhältnismäßig primitiven Beförderungsmitteln, mit dem Kanu beziehungsweise dem Hundeschlitten, überwunden werden, um überhaupt in die Nähe der zu untersuchenden Gebiete zu gelangen. Hinzu kam, daß die für die An- und Rückfahrt benötigte Zeit von der an sich schon kurzen Arbeitssaison abging, so daß für die Untersuchungen selbst nicht genug Zeit erübrigt werden konnte. Erst das Erscheinen des Flugzeugs und seine Indienststellung für geologische Forschungszwecke schuf hier einen grundlegenden Wandel.

Mancher, der sich die Jagd nach den edlen Metallen nicht anders als auf Hundeschlitten und dem herkömmlichen primitiven geologischen Rüstzeug vorzustellen gewohnt ist, mag vielleicht im Zweifel sein, ob überhaupt ein Flugzeug imstande sein kann, das Vorkommen von Gold, Silber, Kupfer, Nickel, Zink oder Eisen in unerforschten Gebieten nachzuweisen. Doch ist keine Hexerei dabei. Der frühere Schürfer war ein Mann von einiger Praxis, der aber im allgemeinen über wenig geologische Kenntnisse verfügte. Gewöhnlich hatte er jahrelang selbst in Minenfeldern gearbeitet und durch Erfahrung und Beobachtung gewisse Gesteinsarten, in denen bestimmte Mineralien am häufigsten vorkamen, kennen gelernt. Er durchstreifte auf mühseligen Fahrten das Land auf der Suche nach besonderen Formationen. Heute erforscht der Geologe vom Flugzeug aus in wenigen Tagen ein Gebiet, für dessen Untersuchung der Schürfer früherer Tage Jahre benötigte.

Das Vorkommen von Mineralien wird vom modernen Geologen in ähnlicher Weise nachgewiesen, wie der Archäologe aus der Luft die Spuren vergangener alter Städte ermittelt. Die Sicht aus luftiger Höhe enträtselt manche topographische Eigentümlichkeit eines Gebietes, die dem bloßen Auge eines auf der Erde befindlichen Forschers verborgen bleibt. Das charakteristische Aussehen einer Landschaft erschließt sich dem Beobachter aus der Luft genauer als von der Erde aus. Ebenso ist es dem geschulten Geologen vom Flugzeug leichter als vom Erdboden aus möglich, den Verlauf bestimmter Gesteinsformationen festzustellen. Er liest vom Flugzeug aus die mineralische Geschichte eines Landes wie aus einem großen aufgeschlagenen Buch. Gebiete ohne Gesteinslagerungen erkennt er auf Grund eigener Beobachtungen und Vergleiche bald genug und schaltet sie aus dem Kreis seiner Untersuchungen aus. Gebiete, die massive und ununterbrochene Gesteinsformationen aufweisen, merkt er sich, falls sie noch unerschlossen sind. Er notiert sich genau etwaige Strukturveränderungen, die hier oder dort vor sich gegangen sind, und versucht festzustellen, ob sie den Eindruck einer Mineralisation erwecken, um dann an Ort und Stelle eingehende Studien vorzunehmen. Solche und ähnliche Beobachtungen ermöglichen es dem Forscher nicht selten, die verschiedenen Gesteinsarten zu bestimmen und auch Plätze anzugeben, die sich zur Minierung gegebenenfalls eignen. Gelegentlich gelingt es ihm auch, den Beweis der Mineralisation unmittelbar zu erbringen. So zum Beispiel an Stellen, an denen „Rostflecken“ auf dem vereisten Boden, die das Vorkommen von Eisen andeuten, vom Flugzeug aus erkennbar sind. An solchen Plätzen werden in der Regel Landungen ausgeführt, und Schürfversuche prüfen die Richtigkeit der Beobachtung.

Schon aus diesen wenigen Angaben erhellt, daß dem modernen Geologen wesentlich zuverlässigere und wirkungsvollere Beobachtungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen als dem Forscher früherer Jahre, der meistens auf den Zufall angewiesen blieb und zur gründlichen Kenntnis eines Gebietes sehr viel längere Zeit benötigte als der heutige. Natürlich hängt die Güte der Ergebnisse des aus dem Flugzeug beobachtenden Geologen großenteils von seiner eigenen Geschicklichkeit und seinem schnellen Erkennungsvermögen ab. Auch er hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich aus den jeweiligen Witterungsverhältnissen ergeben und ihm gelegentlich einen Strich durch die Beständigkeit seiner Untersuchungen machen. Konnte in früheren Zeiten nur wenig nutzbringende Arbeit in größerer Entfernung der Operationsbasis in anbetracht der saisonmäßig bedingten kurzen Arbeitszeit geleistet werden, so änderte sich auch dies mit dem Einsatz des Flugzeuges. Heute bietet die Überwindung weitester und unwirtlichster Gebiete keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr. Nach der Anlage von Minen dient das Flugzeug nicht nur zur Beförderung von Arbeitskräften sondern auch zum Transport selbst schwersten Materials. So wurden vor einiger Zeit viele Tonnen an Arbeitsgerät auf dem Luftwege zur Sherrit-Gordon-Mine im nördlichen Manitoba befördert.

Eins der größten und, wie man annimmt, auch ergiebigsten Mineraliengebiete der Welt ist das durch die kanadischen Distrikte Quebec, Ontario, Manitoba und Saskatchewan zum Nördlichen Eismeer verlaufende Gesteinsfeld, in dem sich unter anderem die Sudbury-Nickel-Kupfer-Felder, die nicht weniger als 90 Prozent des Nickelvorrats der Welt liefern, befinden sowie die Hollinger-Mine, eine der größten Goldlieferanten der Welt, und die Ontario-Silber-Felder, die bereits eine Ausbeute von über 400 Millionen Unzen dieses wertvollen Materials ergeben haben. Es ist deshalb anzunehmen, daß in dem jetzt der geologischen Forschung mit Hilfe des Flugzeuges erschlossenen Mackenzie-Distrikt weitere wertvolle mineralische Schätze zutage gefördert werden können.

Schlechte Sicht und die Unzuverlässigkeit der Magnetnadel im Polargebiet beeinträchtigen naturgemäß die geologische Forschungsarbeit vom Flugzeug aus, dennoch besteht schon heute kein Zweifel mehr darüber, daß in der nächsten Zukunft das Flugzeug eins der wirksamsten Hilfsmittel zur Erkundung von Millionenwerten darstellen wird, die sich vor Anbeginn menschlichen Lebens auf der Erde in der Tiefe vereister Gebiete befinden.

Kleiner Hafen.

Die Meute der Schleppkähne
Liegt an der Leine
Festgebunden. Wie kleine
Schwäne: aber das schöne
Gefieder ist ausgelöscht.

Der braune Himmel wäscht
Seine Sterne. Es ist spät.
Kein Uhrzeiger geht
Mehr weiter. Und ein Kran
Hat sich die Glieder verrenkt.

Der Lagerschuppen, gekränkt,
Übernächtigt, starrt die Nacht an.

Die Häuser haben, im Licht
Besehn, nur eine Kehrseite.
Als müsse ihr altes Gesicht
Die Zeit verschlafen.

Über den Eisengerüsten
Will ein Schlot sich brüsten,
Er sei ein Baum, dessen Äste
Glühend zum Äther steigen.

Unten sind alle Reste
Erstickter Schweigen.

Ottoheinz Jahn.



Bunte Chronik



Eine Million wilder Pferde.

In den Vereinigten Staaten gibt es auch heute noch einige Gebiete, die gewissermaßen Reservationen für Pferde darstellen. Man schätzt die Anzahl der wild im Gelände, d. h. im Gebirge, auf den Ebenen und selbst in den Wäldern lebenden Pferde im Staate Oregon auf etwa 200 000. In Montana sind es doppelt so viele. Ähnliche Herden wilder Pferde kommen in Wyoming, Utah, Nevada und Arizona vor, so daß in den gesamten sechs Staaten eine Gesamtzahl von einer Million erreicht wird. Leider befinden sich unter ihnen keine besonders wertvollen Pferde, in der Hauptsache sind es minderwertige Mustangs.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.